

# Finale

O-Ton

«Zu schreiben bedeutet zu teilen.»

Paulo Coelho

Nachrichten

Scorsese, De Niro und DiCaprio in Cannes

**Film** Der US-amerikanische Regisseur Martin Scorsese wird seinen neuen Film «Killers of the Flower Moon» bei den Filmfestspielen in Cannes präsentieren. Dazu werden neben dem 80-jährigen auch Leonardo DiCaprio, Robert De Niro, Lily Gladstone und weitere der Schauspielerinnen und Schauspieler vor Ort erwartet, wie die Pressestelle des Festivals mitteilt. «Killers of the Flower Moon» feiere am 20. Mai in Cannes Weltpremiere. Der von Apple produzierte Film basiert auf einem Buch des Journalisten David Grann und erzählt von einer Mordserie an Indigenen im Oklahoma der Zwanzigerjahre. (SDA)

Erste eigene Ausstellung für Juan de Pareja

**Museum** Das New Yorker Metropolitan Museum widmet dem Maler Juan de Pareja, der im 17. Jahrhundert Sklave im Atelier des spanischen Künstlers Diego Velázquez war, eine erste grosse eigene Ausstellung. Rund 40 Gemälde, Skulpturen, Dokumente und Objekte werden von Montag an bis zum 16. Juli als Teil der Schau «Juan de Pareja, Afro-Hispanic Painter» zu sehen sein. De Pareja arbeitete jahrelang als Sklave im Studio von Velázquez, später liess dieser ihn frei. Mittelpunkt der Ausstellung ist ein berühmtes Porträt, das Velázquez von ihm malte: «Porträt des Juan de Pareja». Ausserdem werden zahlreiche Gemälde von de Pareja ausgestellt – darunter das aus dem Prado in Madrid stammende «Die Berufung des Hl. Matthäus», in das de Pareja auch sich selbst hinein malte. (SDA)

Tagestipp



Das Leben als Labyrinth

«Curtys Irrgärten» In seinen Bildern kann man versinken, die Frage ist nur: Wie kommt man wieder heraus? Daniel Curtys Leben war geprägt von Höhen und Tiefen, 1980 hatte der gelernte Elektromechaniker einen schweren Unfall und lag einige Zeit im Koma. Nach seinem ersten Aufenthalt in der damaligen Waldau begann er 1992 zu zeichnen. 2004 erzählte er dem «Bund», dass er etwa zweieinhalb Stunden täglich male, im Bestreben, «das eigene Bild zu entdecken, dieses dann zu akzeptieren und so Glück und Zufriedenheit zu finden». Sein behandelnder Psychiater Richard Steiger kaufte ihm viele Bilder ab, die sich nun in dessen Nachlass befinden und erstmals öffentlich gezeigt werden. (xen)

Kulturpunkt Progr, 14–16 Uhr.  
Bis 29. April

Baustelle

# Das zweite Leben dieses königlichen Hotels in alpiner Bergwelt

**Architektur-Kolumne** Das Hotel Regina in Mürren ist ein modellhaftes Beispiel für die sanfte Renovation eines historischen Gebäudes unter Bewahrung seiner verschiedenen Zeitschichten.

Bernd Nicolai

Die Aussicht zu den schneebedeckten Alpenriesen von Jungfrau und Gletscherhorn ist überwältigend. Hoch über dem Lauterbrunnental, in Mürren, thront das Hotel Regina, nicht nur ein Zeugnis bernischer Hotelleriearchitektur der Jahrhundertwende, sondern einer zeitgemässen nachhaltigen Tourismusdestination.

Wie viele einstige Grandhotels stand das Regina 2014 vor dem Aus, als eine beherzte «Regina-Community» von 15 Gästen eine AG gründete, mit dem Ziel einer sanften Sanierung und Nutzung. Heute sind es 34 Personen, die auch mit Freiwilligenarbeit fast ein Viertel der bislang investierten Kosten aufbrachten. Koordiniert wird das nachhaltige Konzept der behutsamen Sanierung bei wirtschaftlichem Betrieb – einfach, ökologisch, qualitativ – von einem Bauausschuss unter Beteiligung des zuständigen bernischen Denkmalflegers.

Eröffnet wurde das Regina als Beau-Site 1896. Dieser erste neobarocke Chaletbau ist, wie es im Grundbuch heisst, «aus Mauer und Holz erbaut, enthält 21 Fremdenzimmer, Speisesaal, Salon (...) und ist mit Wasserleitungen versehen». Bankrotte mit Besitzerwechseln rissen bis 1909 nicht ab, als der Bau durch den dänischen Malermeister Christian Hansen erworben wurde. Er ging daran, das Hotel im grossen Stil umzubauen. Erweitert um ein viertes Geschoss mit Mansarddach, einem Vorbau mit lichtdurchfluteter Loggia und neu gestaltetem Speisesaal in Jugendstilformen, reihte sich das Regina Beau-Site, wie es jetzt hiess, mit 80 Betten in die Reihe der kleineren, repräsentativen Alpenhotels ein.

Auf Grundlage dieser originalen Bausubstanz wurde das denkmalpflegerische Konzept entwi-



Schritt für Schritt wurde im Hotel Regina als Erstes der Jungfrausaal mit seiner Jugendstilausstattung wiederhergestellt. Foto: PD



Im Jahr 2014 rettete eine «Regina-Community» das Hotel. Foto: BOM

kelt. Schritt für Schritt wurde zuerst der Jungfrausaal mit seiner Jugendstilausstattung wiederhergestellt, parallel dazu die Zimmer in einfacher Ausstattung mit Eichenmöbeln und Etagenwaschräumen und der

Novität von Familienduschen. Hinzu kamen Fassadenertüchtigungen, der Einbau von Sonnenkollektoren und die Wiederherstellung des Lobbybereichs. Zuletzt wurde der Salon in seiner originalen Wandbespan-

nung saniert. Die Decken und Böden stehen noch aus.

Den Aufschwung bis zum Ersten Weltkrieg verdankte das Regina englischen Touristen, vor allem Schülern des High School Clubs, die zum Wintersport anreisten. Während des kriegsbedingten Unterbruchs wurden britische Soldaten im Hotel interniert. Auch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg führte die Familie Hansen das Hotel. Die Bedingungen änderten sich jedoch radikal, da gehobener Tourismus in historischem Ambiente nicht mehr zeitgemäss erschien. Das Hotel ging 1966 an Hansjürg Hofer sowie Lisa und Karl Burkart über, alle «überzeugte Kommunisten», wie der Historiker Michael Frei in seiner Monografie zum Regina schreibt. Unter dem Sohn Peter Hofer, der das Hotel bis 2014 leitete, fanden hier sozialkritische, friedensbe-

wegte und kulturelle Anlässe statt. Auch daran knüpft die jetzige Philosophie mit einem lebendigen Kulturprogramm an.

Das Regina steht unter der Ägide des ehemaligen SP-Nationalrats Peter Vollmer und seiner Frau Gisela als modellhaftes Beispiel für die sanfte Renovation eines historischen Gebäudes unter Bewahrung seiner verschiedenen Zeitschichten. Entscheidend ist die Weiternutzung als unpräzises Hotel und die Überführung in ein nachhaltiges Tourismuskonzept. Damit leistet es auch einen Beitrag zu dem heiss diskutierten Feld von Denkmalpflege als Teil einer Baukultur der Nachhaltigkeit.

Bernd Nicolai ist emeritierter Professor für Architekturgeschichte und Denkmalpflege der Uni Bern und Mitglied des Baustellenkolumne-Teams.

# Sie erzählt von Frauen und Terroristen in Algerien

**Tanzfilm** In «Houria» beschäftigt sich Mounia Meddour mit der patriarchalen Gesellschaft ihrer Heimat.

Tanzschritte auf einer Terrasse. Sonne, goldenes Licht, im Hintergrund das Meer. Eine Idylle? Mitnichten. «Eine Frau, die tanzt, ist immer eine Bedrohung bei uns», erzählt Mounia Meddour, «das wird in patriarchalen Gesellschaften nicht gerne gesehen.» Mounia Meddour (44) dreht Filme in Algerien, zuerst waren es Dokumentationen. Mit ihrem ersten Kinospießfilm «Papicha» landete die Regisseurin einen Erfolg, der in Cannes und bei den Césars – den französischen Oscars – Preise abräumte. Darin erzählte sie von Frauen, die 1997, mitten im algerischen Bürgerkrieg, die Männer-Gesellschaft erschütterten: nicht mit Gewalt,

sondern indem sie eine Modenschau organisierten. **Mittel zur Befreiung** «Houria» ist eine logische Fortsetzung von «Papicha», das sagt auch Mounia Meddour: «Allerdings spielt der neue Film in der Gegenwart, wo die Fronten lange nicht mehr so klar sind wie damals. Die politische Lage ist komplex, die Gespenster der Vergangenheit tauchen jedoch immer wieder auf.» Personifiziert werden diese Gespenster in der Figur eines Mannes, der die Tänzerin zu bedrohen beginnt: Er ist ein ehemaliger Terrorist, der nach dem Bürgerkrieg begnadigt und freigelassen wurde. Die Regisseurin

sagt: «Es gibt 5000 dieser Männer. Sie leben unter uns, aber verziehen haben wir ihnen nicht.» Ein Spielfilm ist aber keine trockene Abhandlung über Gesellschaftstypen, und so hat Mounia Meddour auch in ihrem zweiten Kinofilm sprechende Bilder gefunden: Die Pfade der Tänzerin und des Ex-Terroristen kreuzen sich bei nächtlichen Kämpfen von Schafen, bei denen mit Wetten viel Geld gewonnen werden kann. Die Böcke tragen dabei symbolträchtige Namen wie «Trump», «Obama» und «Bin Laden.» Houria, der Name der Tänzerin im Mittelpunkt, bedeutet «Freiheit». Der Tanz ist ihr Mittel zur Befreiung, aber nach der



«Eine Frau, die tanzt, ist immer eine Bedrohung bei uns», sagt Mounia Meddour. Foto: PD/Cineworx

Begegnung mit dem Terroristen muss sie neue Lösungen suchen. Der Weg dazu ist lange und schmerzhaft. Lyna Khoudri, die bereits in «Papicha» die Haupt-

rolle spielte, macht ihn jederzeit nachvollziehbar. Zu Beginn nutzt die Frau namens Freiheit allein auf der Terrasse. Am Ende ist es ein Kollektiv, das am selben Ort mit den Körpern ein Trauma in Erinnerung ruft. «Ich zeige beim Filmen des Tanzes am liebsten einzelne Körperteile, wie ein Puzzle, bei dem sich mit der Zeit alles zum Ganzen fügt», sagt Meddour. Die Botschaft ihres zweiten, an Themen reichen Films ist klar: Algerien bleibt verletzt. Erholt sich aber, dank des Einsatzes der Frauen, von den Blessuren.

Matthias Lerf

In Bern im Kino Movie